

Nr. 47. Posen, den 23. November. 1890.

Die Schwestern.

Aus den Papieren eines Bühnenkünstlers, von Oskar Elsner.

(Schluß.)

Im nahen Badeort Eggenberg sollte ein Wohlthätigkeitskonzert stattfinden. Ich erklärte mich zur deklamatorischen Mitwirkung darin bereit. Das Bad wurde Seitens der vornehmen Gesellschaft von Graz gern besucht — es konnte Vera's Wächtern nicht auffallen, wenn sie das Konzert zu hören wünschte. Sie ließ mich genau wissen, welchen Platz in der ersten Reihe sie erworben hatte — diesmal war ich ihres Anblickes ganz sicher! Am frühen Nachmittag begab ich mich nach dem Bade. Es war bereits sehr gefüllt und noch immer rollten Equipagen von Graz heran. Die Stunde des Konzerts rückte immer näher — da stieg allmählig eine dunkle Wolkenwand am Horizont empor. Die Passanten auf der Kurpromenade blickten besorgt nach dem Himmel und — nach ihren Wagen. Finstrer und finstrer wirds — plötzlich rast ein Wirbelsturm daher, alles flüchtet — und gerade eine halbe Stunde vor dem Konzertanfang geht unter Donner und Blitz ein fürchterlicher Wolkenbruch nieder. Der Ort ist in kürzester Zeit wie ausgestorben, das Konzert unterbleibt. Vera wurde von dem Unwetter auf halbem Wege nach dem Bade ereilt, natürlich befahl die Vormundschaft die sofortige Um- und Heimkehr. Zum drittenmale war ich „der Narr des Glücks" gewesen.

Ich fing an, der Geliebten zu grollen — und doch geschah von ihrer Seite, was nur möglich war. Sie benutzte jeden Zufall, aber keiner war uns günstig. Eines Abends stand sie sogar vor meinem Hause. Die „Gardedame" hatte noch spät das unvermuthete Bedürfniß empfunden, mit ihrer Schutzbefohlenen in den Parkanlagen zu lustwandeln. Vera trug drei schöne Theerosen, ihre Lieblingsblumen, an der Brust und dirigirte die Wanderung allmählig nach meiner Wohnung. Die Fenster waren geöffnet — wie zufällig blieb Vera ein wenig hinter der Begleiterin zurück und warf den kleinen Strauß rasch und geschickt in mein Wohnzimmer. Leider, leider war ich nicht daheim! —

Wollte ich nicht seelisch zu Grunde gehen, so mußte ich nachgerade fort von Graz, fort aus der grünen Steiermark — mußte neue Eindrücke empfangen. Und eines Morgens schrieb ich an einen Theateragenten in Berlin, der mir schon im Frühjahr ein „Saisongastspiel" in — New-York offerirt hatte, ich wäre jetzt bereit, die Fahrt über das „große Wasser" zu unternehmen. Wenige Tage später machte ich mich reisefertig. Nun stand mir noch das Schwerste bevor: der Abschied von Vera! „O glauben Sie mir, mein Freund, Gitter, Mauern wären mir kein Hinderniß gewesen, zu Ihnen zu gelangen, aber wachsame Augen sind nicht zu umgehen. Sie, indem Sie das höchste Gut, die Freiheit des Handelns, genießen, können sich in meine Ohnmacht nicht hineindenken. Der Aether ist auch von unermeßlicher Tiefe und doch so klar." Jetzt blieb mir nur die Hoffnung auf das nächste Frühjahr, wo Vera von allen Fesseln frei sein würde.

* * *

Und so zog ich denn zu Anfang des Herbstes hinüber in die neue Welt, die ja in neuester Zeit eine beliebte „Ausflugstätte" für darstellende Künstler geworden ist. Als der Dampfer „Lessing" die offene See erreichte, glaubte ich mit dem hinter uns versinkenden Festlande auch diesen Liebestraum versinken zu sehen. Aber er spann seine Fäden auch über den atlantischen Ocean — der Briefwechsel zwischen Vera und mir dauerte fort. Freilich mußten wir jetzt länger auf Antwort warten als sonst; aber das beeinträchtigte die Stärke unser Empfindungen nicht. Vera sandte mir kleine Angebinde, eine Schleife, die sie getragen, ein neues Bild, größer als das frühere, ein paar Edelweißblüthen — ich übermittelte ihr New-Yorker Zeitungen, die über mein Gastspiel berichteten, legte eine Photographie von mir bei, pflückte auf einem Ausfluge nach dem Niagarafalle einen Strauß für die Geliebte . . .

Vera war zu Anfang des Winters nach Triest übergesiedelt — und dort wurde ihr ein hohes Glück zu Theil; unerwartet erschien bei ihr — ihre Schwester Alma. Sie hatte plötzlich Sehnsucht nach der jüngeren Genossin ihrer Jugend empfunden, ließ ihre Musikstudien im Stich, und erklärte bis zum Frühjahr mit Vera zusammenleben zu wollen. Natürlich war das nicht nach dem Geschmack des egoistischen Vormundes; Alma hatte zuviel von einer Künstlernatur, er fürchtete, sie könnte Vera mit ihrer Lage unzufrieden machen. Indeß, der Schwester des Mündels Gastfreundschaft zu versagen, ging nicht an und so hatte nun Vera, was sie so lange entbehrt und so lange ersehnt, ein Wesen, dem sie sich rückhaltlos anvertrauen konnte, dem sie alles mittheilte, ihre Erlebnisse in der Jüngstvergangenheit und ihre Pläne für die Zukunft nach dem 1. März. Sie schrieb mir wiederholt, wie glücklich sie nun sei — Alma nehme das regste Interesse an der im Grunde doch so seltsamen Korrespondenz, studire mit Eifer meine Briefe und suche aus meinen Portraits auf allerlei Charaktereigenschaften zu schließen. Für sie fiel das bei Vera so wichtige Moment fort, sie hatte mich nie als Bühnendarsteller gesehen.

So kam allmählig der Frühling. Immer inniger lauteten Vera's Briefe; sie bereitete sich schon auf meine Heimkehr vor. Bald zart, bald glühend sprach sie zu mir. „Es giebt Tage,

wie ich sie früher nie erlebt, wo ich mich selbst nicht mehr verstehe; in meinem Innern stürmt es dann so, daß ich die Woge des Meeres sein möchte, welche ich so oft von meinem Fenster aus am Felsen sich brechen gesehen!" Aber dieses Meer hatte ihr auch ein neues Leid gebracht, von dem ich mit tiefer Bewegung erfuhr. Vera liebte es, allein auf die See hinauszufahren, „weil ich dort ganz allein mit meinen Gedanken bin" — Aber bei einer solchen Fahrt kam eine Springfluth — nur mit Mühe erreichte der Kahn das Land. Die Folge war eine neue Erkrankung Vera's.....

Je mehr die Zeit der Rückkehr nach Europa sich mir näherte, um so — sorgenvoller wurde ich. Hatte ich doch das kennen gelernt, was man „Schicksalstücken" nennt. Aber Veras Briefe athmeten nach wie vor Glück, Vertrauen, Liebe. Einige mochten allerdings auf dem weiten Wege verloren gegangen, vielleicht irgendwo unterschlagen worden sein, denn es traten nun lange Pausen in unserer Korrespondenz ein. Was ich über Vera's Herkunft etc. nur zu wissen wünschen konnte, hatte sie mir mitgetheilt — nichts war mir mehr verborgen, als ihr Familienname. Diesen allein wollte sie mir brieflich unter keinen Umständen nennen; mündlich würde ich ihn sofort erfahren und zwar auf — „Terra Vera."

Ich erwähnte schon, daß dieser Besitz auf der Insel Sicilien lag und dahin hatte sich Vera im Februar 1879 begeben. „Terra Vera" war eine Villa mit herrlichem Park am Meere bei Palermo. Von einem Hügel aus sah man in naher Ferne die Hauptstadt, und in ewig grünen Laubengängen vernahm man das unermüdliche Rauschen des Meeres, hörte man die Brandung. In einer dieser Alleen befanden sich Oeffnungen — „Fenster" nannte sie Vera — nach dem Strande hin und dann gewahrte man die schäumenden, blitzenden Wogen. Ganz am Ende des Parks stand eine ernste Gruppe von Pinien und — Cypressen, und in ihrer Mitte ein kleiner tempelartiger Bau, das Mausoleum der Familie, in welchem bereits Veras Eltern die letzte Ruhestatt gefunden.

In dieser Villa sollte ich nach der „amerikanischen Zeit" Gast sein. Vera hatte mir das schon oft geschrieben, und sie schrieb es auch jetzt wieder — am 3. März, nach Erlangung ihrer Freiheit und Verabschiedung ihres Vormundes nebst Anhang. Sie war nun Herrin auf „Terra Vera" und als solche gar viel beschäftigt. Aber sie hatte ja eine Hülfe an der heißgeliebten Schwester, bei welcher der Wandertrieb gänzlich erloschen schien, denn sie blieb auch jetzt mit Vera zusammen. Trotz aller neuen Pflichten fand meine geliebte Freundin noch immer Zeit für mich. Sie hatte Prozesse mit entfernten Verwandten zu führen, leidige Erbschaftsstreitigkeiten, aber wenn sie am Meere saß, oder lustwandelte, dann glaubte sie in weiter, weiter Ferne, am jenseitigen Ufer den treuen Freund zu erblicken, wie er ihr sehnsuchtsvoll die Arme entgegenstreckte.

Nur eins fiel mir nach einiger Zeit auf: Veras Handschrift hatte sich verändert. Die Linien waren wohl noch dieselben, aber der Ausdruck zeigte viel mehr Energie als früher. Dann und wann vermißte ich die ruhige Gleichmäßigkeit, welche Vera's Schrift sonst eigen gewesen — einzelne Zeilen schienen langsam, bedächtig, andere unruhig, sogar in wilder Hast geschrieben. Ich empfing den Eindruck, daß Vera heftige innere Kämpfe zu bestehen habe.

Endlich, endlich eilte ich heim. Es war verabredet worden, daß ich zunächst meine Angehörigen besuchen sollte. Zu Anfang Mai wollten wir uns in dem von uns beiden geliebten Graz treffen, wohin Vera sich um diese Zeit in Geschäften begeben mußte und dann — ja dann dachten wir gemeinschaftlich nach Palermo zu reisen. Was weiter geschehen sollte, das lag dunkel im Schoße der Zukunft.

* * *

Wie seltsam! Seit meiner Heimkehr änderte sich auch der Ton von Vera's Briefen. Glückseligkeit und Niedergeschlagenheit, Hoffen und Verzagen wechselten jäh miteinander — ich erkannte meine sinnige Freundin kaum wieder. . . . Und als der Mai dem Juni weichen wollte, und ich mich rüstete zur Fahrt nach Graz, da eröffnete mir Vera, es sei unwahrscheinlich geworden, daß sie jetzt die Steiermark wiedersehen könne — ich möge nicht darauf rechnen, vielleicht wäre es später möglich! — O, nun verstand ich die Situation. Vera's Empfindungen für mich waren andere geworden — sie wünschte das Verhältniß zu lösen. Und doch kam in den nächsten Tagen ein Brief voll leidenschaftlichen Feuers, er beschwor mich, sie nicht zu vergessen, ihr Nachrichten zu senden, sie könne nicht mehr leben ohne mich. Auch dieser Sommer verging und ich hatte Vera noch nicht gesehen. Pläne über Pläne zu Begegnungen wurden gemacht — keiner kam zur Ausführung. Im letzten Augenblicke sah sich Vera stets verhindert. Endlich erklärte ich: wenn ich jetzt nicht das Glück haben könnte, sie persönlich kennen zu lernen, müßte ich den Briefwechsel abbrechen. „So kommen Sie denn", antwortete sie, „nach Sicilien. O, ich fühle mich tief, tief schuldig — aber Sie haben ein Recht, Vera endlich zu sehn, und ich baue auf die Kraft meiner Liebe. Es giebt nichts, was man einem lieben Weibe nicht verzeihen dürfte." —

Der Brief versetzte mich in hochgradige Spannung. Vera, die Liebe und Güte selbst, trug an einer geheimen Schuld? Was in aller Welt hatte ich ihr zu verzeihen! — Gleichviel! Auf den kürzesten Wegen eilte ich von Graz nach Neapel, ging dort zu Schiff und stand an einem strahlenden Septembermorgen vor „Terra Vera." Mit welchen Gefühlen betrachtete ich den leicht und luftig emporstrebenden Bau mit seinen Veranden und Thürmchen! Eine Sphinx lag an der Parkpforte, sie sah mich so eigen an . . . . Ich zog die Glocke der Pförtner erschien. Als ich ihm meinen Namen genannt; nickte er schweigend und führte mich über farbige Kieswege, in einen halbverdunkelten Salon der Villa.

Es war beängstigend still ringsum. In dem mit einfacher Eleganz ausgestatteten Raum hingen mehrere Portraits in Oelmalerei — darunter das lebensgroße Bild Vera's in warmer Schönheit. Ein Sonnenstrahl drängte sich durch eine Jalousiespalte und beleuchtete das Antlitz der Geliebten. Noch hafteten meine Augen wonnetrunken darin — da öffnete sich die gegenüberliegende Thür und auf ihrer Schwelle erschien eine hohe Frauengestalt in schwarzer Kleidung. Sie wankte, als sie meiner ansichtig ward, faßte sich aber schnell und trat zu mir heran. „Ich bin die Viscounteß Alma S." sagte sie mit matter vibrirender Stimme, „bin die Schwester Vera's und heiße Sie in ihrem Hause willkommen!" Ich verneigte mich überrascht und stumm. „Sie sind erstaunt, nicht wahr" — fuhr sie fort, als sie mir gegenüber saß — „daß die Freundin, mit der Sie so lange schriftlich verkehrt, sich ihnen auch jetzt noch nicht in Person zeigt — ach, es ist leider unmöglich, denn Vera — ein Thränenstrom entstürzte den leuchtenden Augen — Vera ist seit sechs Monaten — todt." . . .

Ein jäher Schreck lähmte meine Glieder — es dunkelte vor meinen Blicken — ich war einer Ohnmacht nahe und biß die Zähne zusammen, um ihr nicht zu erliegen. Wie ein Blitz traf mich dieses Wort — aber es erleuchtete auch wie ein Blitz alles, was mir seit meiner Rückkehr aus Amerika dunkel, räthselhaft war. Ich vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen — regungslos starrte ich mein Gegenüber an.

„O längst" fuhr Alma fort, „längst hätten Sie es erfahren müssen. Aber" — und sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen — „Sie wurden nicht allein von Vera geliebt, auf die Sie als Künstler unauslöschlichen Eindruck gemacht hatten, sondern auch von — Alma, die nur Ihre Briefe und Ihr Portrait kennen lernte. . . . Es war nicht gut, daß mich im Beginn des letzten Winters unbezwingliches Verlangen zu meiner Schwester führte. . . . Ich wurde die Vertraute ihres Geheimnisses, las Ihre Briefe, die sie wie Schätze hütete, sah Ihr Bild. Was anfangs für mich nur pikantes Interesse gehabt, wurde mir allmählig mehr — ich begann Vera's Empfindungen für den mir ja doch persönlich unbekannten Briefschreiber zu theilen. . . Lag ja doch Ihre Seele mit all' ihren Regungen vor mir eben so offen da, wie vor Vera, war es mir doch, wenn ich Ihre Briefe las, als sprächen Sie ebenso zu mir, wie zu meiner Schwester. Ich liebte Sie, wie Sie Vera liebten — geistig . . . Und eines Tages kam es zu Erklärungen zwischen den Schwestern. Ich wollte abreisen, dieser gefährlichen Atmosphäre entfliehen, aber Vera ließ mich

nicht fort, sie verlangte den Grund zu wissen, und ich — ich sagte die Wahrheit. „Auch Du liebst ihn?“ stieß sie mühsam hervor, „o dann werde ich sehr unglücklich sein. Du bist eine Künstlerin, wie er ein Künstler ist, das muß Euch zusammenführen. O, mein Gott, so dicht am Ziel zu scheitern!“ Und nun brach der Schmerz gewaltsam hervor — ich bemühte mich vergeblich, sie zu beruhigen. Plötzlich sprang sie auf: „Ich muß in's Freie — muß auf's Meer!“ Entsetzen packte mich, denn der Himmel bewölkte sich, ein Sturm war in Sicht. Vera aber entriß sich meinen Armen. „Laß mich, laß mich, sonst ersticke ich!“ rief sie und stürzte davon. „Dann will ich auch bei Dir sein,“ antwortete ich und folgte ihr. Ein leichter Kahn trug uns über die Wellen des Hafens von Triest — und wirklich, der frische Seehauch schien besänftigend auf Vera einzuwirken, sie wurde meinen Vorstellungen zugänglicher. Da — ein hohles Brausen aus der Ferne — eiligst wandte der Fährmann dem Lande zu. Aber näher rollte die Sturmfluth, die Wellen gingen über uns hinweg, der Kahn kenterte beinahe, und erst nach langem harten Kampfe erreichten wir das Ufer. Vera wurde krank nach Hause gebracht und verfiel alsbald in ein hitziges Fieber. Wie in ihren gesunden Tagen, so war auch jetzt der ferne Freund der Mittelpunkt ihrer Gedanken. In ihrer Phantasie sah sie ihn einst auf dem epheuumrankten Balkon des Krankenzimmers stehen, als die Sonne niederging. . . . Das Bewußtsein kehrte ihr am letzten Tage auf Stunden zurück, aber die Arme fühlte das Herannahen des Todes. Nachdem sie lange schweigend vor sich hingeblickt, ergriff sie meine Hand und sagte innig: „Alma, das Schicksal will, daß er Dein sei, werde glücklich mit ihm. Ein herzliches Adieu für ihn!“ Damit wandte sie sich zur Seite, schlief ein und erwachte nicht wieder!“

Die Erzählerin seufzte tief auf und rang die Hände. Mir war, als hörte ich Alles wie im Traum. „Gräfin“ brachte ich endlich bebend hervor, „warum, o mein Gott, erfahre ich das erst heut?“ Hohe Röthe überzog auf einen Moment ihr Antlitz, dann erwiderte sie tonlos: „Der Tod meiner Schwester schnitt mir entsetzlich in die Seele, aber als die ersten Wochen vorbei waren, da tauchte ihr letztes Wort in meiner Seele empor. Ich begann zu hoffen, — ich brachte es nicht über mich, Sie zu unterrichten, ich setzte nach schwerem Ringen zwischen Pflicht und Liebe Vera's Korrespondenz mit Ihnen unter Vera's Namen fort. — Ach, es hat mir viel Mühe gemacht, ihre Schriftzüge nachzuahmen. . . . Allmählig erkannte ich wohl meine Schuld, aber auch jetzt war ich schwach — ich suchte Ausflüchte, immerwährend, daß ein gütiger Gott mir einen Ausweg zeigen würde, den ich ohne tiefe Demüthigung erwählen konnte. Es gab keinen — und so lud ich Sie denn zuletzt ein, hierher zu kommen. Nun wissen Sie alles — richten Sie nun!“ Sie erhob sich und stand vor mir mit gesenktem Haupt und auf der Brust gefalteten Händen.

„Vera, meine Vera!“ stöhnte ich im Uebermaß des Schmerzes, — „Ich werde Sie jetzt zu ihr führen,“ sagte Alma sanft. „Kommen Sie!“

Wie ein Trunkener wankte ich aus dem Hause und an der Seite meiner Begleiterin die wunderbare Allee mit den „Fenstern“ hinab. Wir standen vor dem Mausoleum. Alma öffnete die Thür — es war ein luftiger, von Säulen getragener Raum. Durch Metopen unter dem Gesims fiel das Licht des Tages gedämpft herein, und draußen vor ihnen schwankten Zweige der Cypressen auf und nieder. In der Mitte der Halle, rings von welken Kränzen umgeben, stand ein offener Marmorsarg, leicht mit einer weißen Decke behangen. Ich hielt mich mit Aufbietung aller Kräfte an einer Säule aufrecht.

„Fürchten Sie nicht die Schrecken des Todes,“ begann Alma ruhig; „die Kunst hat Vera's holdselige Gestalt auch im Tode holdselig erhalten. Die Züge sind wenig verändert — sie scheint zu schlummern.“ Damit zog Alma leise die Decke hinweg. . . .

Und nun sah ich sie — für die mein Herz so heiß geschlagen, ehe ich sie sah, deren Bild mich übers Meer geleitet, deren Züge ich selbst in den wilden Strudeln des Niagarrafalles wie im glatten Spiegel zu sehen geglaubt! Ja, das war meine Vera — von tiefem Frieden verklärt, ein Lächeln auf den bleichen Lippen . . . . Bräutlich schmückte ein Myrthenkranz das Haupt, die Hände hielten ein Elfenbeinkreuz umschlungen und um den schneeigen Hals hing ein goldenes Medaillon mit — meinem Miniaturbildniß. Ich weiß nur noch, daß ich an diesem Sarge wie an einem Altar niedersank, daß ich die kleinen eisigen Hände mit glühenden Küssen bedeckte — dann schwanden mir die Sinne . . . .

* * *

Als ich erwachte, befand ich mich in einem mir fremden Zimmer. Ich lag zu Bett — die Fenster waren grün verhangen, aber eine Balkonthür stand weit offen . . . . Ich rieb die Augen, richtete mich auf — ja träumte ich denn noch? Am Fuß des Bettes saß ein alter Herr mit schneeweißem Haar und freundlichen Zügen, die ich schon früher gesehen haben mußte . . . „Marco!“ rief ich unwillkürlich. Er kam rasch heran. „Gott sei Dank, lieber junger Herr, endlich kommt Bewußtsein wieder! Sind lange, lange Wochen krank gewesen, und Herrin und Marco fürchteten schon, würden auch Sie verlieren. Aber nun alles gut.“

Die Worte „auch Sie“ brachten mir allmälig die Erinnerung zurück. Ich erfuhr nach und nach von dem treuen Alten, daß ich mich in Vera's Lieblingszimmer befand. Auf einem kleinen runden Tische zur Seite lag ein mit blauen Bändern umwundenes Päckchen — meine Briefe an Vera. Dahinter stand in rothem, mit Veilchen gesticktem Sammetrahmen mein von New-York gesandtes Bild . . . . Marco hatte mich in der Krankheit gepflegt — er und Alma.

Und sie trat herein — ein weißes Gewand umfloß sie — sie war zauberisch schön! Zagend blieb sie an der Schwelle stehen — sie wagte nicht, näher zu treten, aber ihre Augen sahen mich bittend an. Und wunderbar! Je mehr ich sie betrachtete, um so mehr staunte ich. Waren das nicht Vera's Züge — nur durchgeistigter, reifer? War das nicht derselbe berückende Gesichtsausdruck, nur gepaart mit größerer Energie? Erst jetzt erkannte ich das! Und die Sonnenstrahlen woben eine Aureole um Alma's Haupt — wie eine Heilige stand sie da! „Gräfin — Alma“ rief ich und streckte ihr beide Hände entgegen — „wollen Sie — willst Du mir Vera sein?“ Ein Schrei der Freude erklang — im nächsten Augenblicke lag sie an meiner Brust und flüsterte: „Ich will es, o mein Geliebter, wenn Du mir verzeihen kannst!“

Und das Ende? Ich brauche es nicht zu berichten. Leidenschaftliche Liebe kann unendlich betrüben, aber sie kann auch unendlich glücklich machen. . . .

Moderne Adepten.

Von H. von Remagen. (Nachdruck verboten.)

Der berühmte englische Staatsmann Fox wurde eines Tages von einer Dame gefragt, welches wohl nach seiner Ansicht das größte Vergnügen von der Welt sei. „Im Spiel zu gewinnen,“ erwiderte er ohne Zögern. — „Und das nächstgrößte?“ forschte sie weiter. — „Im Spiel zu verlieren,“ sagte er, nachdem er sich einen Augenblick besonnen.

Gespielt wird heutzutage überall, in Berlin wie in Paris, Wien, London, und Monaco, und auf die verschiedenste Art; dort sind es Roulette und trente-et-quarante, denen die Adepten des grünen Tisches ihre Opfer bringen, dort werden ihnen die Taschen mittelst des allbeliebten „Meine Tante, Deine Tante“ geleert, hier wieder huldigt man dem onze et-demi, Makao und vingt-un oder dem Baccarat (ein dem vingt-un ähnliches Hazardspiel), das gegenwärtig namentlich in Paris bevorzugt wird.

Ueberall aber sind die Folgen dieser unseligen Leidenschaft dieselben, unzählige ruinirte Existenzen und nur verschwindend wenig Glückliche, die sich dabei über Wasser zu halten vermögen oder wirklich bedeutende Summen gewinnen, die dann über kurz oder lang doch meist wieder draufgehen. Ueberall gleichen sich auch die Spieler selbst in ihrem Gebahren, ihrem Aberglauben und ihren sonstigen großen und kleinen Schwächen. Sogar dieselben Redensarten, wenn auch in verschiedenen Sprachen, vernimmt man bei

den „Travellers" in London, in der „Union" zu Paris und in deutschen Offizier-Casinos, wo ein „Tempel" gelegt wird.

Ganz unbestreitbar ist es, versichert ein genauer Kenner der Spielerwelt, Charles des Perrieres, in einem derselben gewidmeten, höchst interessanten Buche, daß unter den Spielern, die einen mehr von der launischen Fortuna bevorzugt werden als die anderen, und zwar durchweg, nicht etwa nur in einzelnen Momenten. Man wird als glücklicher oder unglücklicher Spieler geboren, so gut wie man blond oder schwarz auf die Welt kommt. Derselbe Unterschied macht sich ja auch im allgemeinen geltend, daß nämlich der eine von Haus aus ein Glückspilz und der andere ein Pechvogel ist; allein gerade beim Spiel tritt das natürlich mehr als sonst hervor; man kann einen leidenschaftlichen Spieler jedoch nicht mehr ärgern, als wenn man ihn darauf aufmerksam macht.

„Nun, Sie gewinnen ja nicht schlecht heute Abend. Das wundert mich freilich nicht, denn ich habe schon oft bemerkt, daß Sie ein Glücksvogel sind." Man kann fest überzeugt sein, daß dergleichen Bemerkungen ebenso übel aufgenommen werden, wie etwa, wenn ein Unkundiger einem Jäger „Viel Glück" wünscht; manche Spieler können dadurch sogar völlig wüthend gemacht werden.

Ein anderer charakteristischer Zug ist, daß der Spieler gewöhnlich ein Feind der Wahrheit ist; fast alle lieben es ihre Verluste zu übertreiben und ihren Gewinn möglichst zu verschleiern. Manche versichern bei jeder Gelegenheit, völlig ausgebeutelt zu sein, wenn es auch durchaus nicht wahr ist; vereinzelt dagegen kommt es nur vor, daß einer nie einen Verlust eingestehen will.

Ich kannte früher, erzählt des Perrieres, einen piemontesischen Grandseigneur, der thatsächlich binnen wenigen Jahren ein ungeheures Vermögen am Spieltisch eingebüßt hatte, ohne es jemals Wort haben zu wollen. Hatte er die ganze Nacht hindurch verloren, so brachte er es doch über sich, am Morgen beim Weggehen zu seinen Bekannten zu sagen: „Ich bin wirklich zufrieden mit mir, denn es ist schon der 37. Tag hintereinander, an dem ich gewinne. Diese Saison wird entschieden gut!"

Sie wurde so gut, daß er am Ende froh sein mußte, in einer römischen Landkauf-Gesellschaft eine sehr bescheidene Anstellung zu finden. Aber als er fort war, meinten alle seine Bekannten von ihm: „Der Mensch muß geheime Leidenschaften haben, die ihn ruinirten, denn beim Spiel hat er niemals verloren!"

Im Allgemeinen aber lieben es die Spieler viel mehr, sich zu beklagen; wenn eine Bank gewinnt, so hört man rings um den grünen Tisch unwilliges Gemurmel, untermischt mit Verwünschungen gegen den Bankier, — ein Geräusch, welches man in den Pariser Spiellokalen „die Musik" nennt. In den feinen Clubs vernimmt man es selten; desto regelmäßiger aber in den Spielhöllen niederen Ranges, die in Paris die bezeichnende Benennung der „Zähneklapperer" führen. Das „Musikmachen" nützt garnichts und gilt sogar für ein Zeichen schlechter Erziehung; aber es muß doch wohl ein gewisser Trost darin liegen; denn es giebt Spieler, welche es als ihre Hauptaufgabe zu betrachten scheinen.

Ihrem Temperament nach kann man die Spieler in zwei große Klassen theilen; die leidenschaftlichen und die geschäftsmäßigen. Die letzteren sind gewöhnlich die Ameisen des grünen Tisches; sie sind immer thätig, verfahren aber dabei immer kühl und bedächtig und suchen sich durch kluge Wahrnehmung aller Chancen täglich einen bescheidenen Verdienst herauszuschlagen, was ihnen, wenn sie in dieser Zurückhaltung beharren, auch meist gelingt. Die anderen dagegen spazieren stets auf dem straff gespannten Seil, von dem sie bei dem geringsten Schwanken in den Abgrund stürzen, sie liefern der Fortuna förmliche Schlachten, bei denen das Glück oft gewaltig hin- und herschwankt. Das Spiel ist ihr Lebenselement, ihr einziges Vergnügen; alles andere langweilt sie. Sie gehen mit einer Kühnheit und einem Selbstvertrauen zu Werke, welches ihnen nicht selten augenblickliche Erfolge verschafft. Aber mag ein solcher leidenschaftlicher Spieler — ein „bruleur", wie man in Paris sagt, — auch eine ganze Nacht gewonnen haben, so wird er es doch fertig bringen, in der letzten Minute seinen ganzen Gewinn wieder zu verlieren, um ohne einen Heller in der Tasche von dannen zu gehen. Er kann seinem Schicksal nicht entrinnen, sieht dasselbe oft klar genug vor Augen, vermag aber nicht von dieser Art und Weise des Spielens abzulassen, die eben seinem Temperament entspricht.

Manche Unterschiede werden durch die Nationalität bedingt. Der Franzose bringt zum Spiel seinen leichten Sinn und seine gewohnheitsmäßige Großthuerei mit (wir bemerken ausdrücklich, daß wir den oben citirten Autor sprechen lassen) Die Rolle, welche ihm am besten paßt, ist die des Bankiers; doch hält er es nicht zu lange aus. Der Slave bildet den Gegensatz, er ist schlau, verschlagen, mitunter sogar etwas unredlich, und profitirt von allen Vortheilen, welche die Umstände ihm gewähren können. Engländer und Amerikaner glauben als praktische Leute nur an die Macht des Geldes und besinnen sich nicht, 40,000 Franks auf eine Karte zu setzen, um fünf verlorene Louis wieder zu gewinnen. Sie sind im Uebrigen kaltblütig, sehr „schöne Spieler," wie der Jargon des grünen Tisches sich ausdrückt, und sehr sicher. Der Spanier dagegen ist der „bruleur", wie er im Buche steht, er ist verwegen bis zum Wahnwitz und besetzt meist gleich ganze Serien.

Spanien ist auch das eigentliche Land der Spielwuth; man widmet dem Hazard dort einen förmlichen Cultus, der auch durchaus nicht wie ein Laster angesehen wird. Auf Cuba kann man beispielsweise junge Mädchen zu ihren Gefährtinnen auf der Promenade sagen hören: „Wir gehen heut' zu Fuß, weil Papa in der vorigen Nacht das Haus sammt Pferde und Wagen im Stall verspielt hat!"

Eine der interessantesten Fragen ist nun offenbar die: Wie wird nun jemand zu einem leidenschaftlichen Spieler? „Meist ist es," sagt des Perrieres, irgend eine zufällige Veranlassung, welche Dich dazu bringt; ein Freund mit dem Du gespeist hast, und der Dich dann in seinen Spielklub mitnimmt, nur um den Abend todtzuschlagen. Wohlwollend hat er Dir empfohlen, nicht zu spielen, und du beruhigst ihn über diesen Punkt mit dem selbstgefälligen Lächeln eines Mannes von Grundsätzen. Nach Verlauf einer Viertelstunde aber langweilst Du Dich und betheiligst Dich ein paarmal am Spiel. Der Zufall will Dir wohl und bald liegt eine größere Summe vor Dir; es geht ja gewöhnlich so, daß ein Neuling, der zum ersten Male ein Spiellokal betritt, vom Glück begünstigt wird. Sehr weise steckst Du Deinen Gewinn ein und empfiehlst Dich mit dem besten Vorsatze, nicht wieder herzukommen."

„Das Geld aber, welches Dir in den Schoß gefallen ist, wird gewöhnlich sehr freigiebig wieder verausgabt; eines Tages ist es nicht nur fort, sondern Du bist sogar etwas in Verlegenheit und kommst nun verschämt zu dem Freunde mit der Bitte, Dich doch in seinem Cercle einzuführen. Mit diesem neuen Versuch magst Du nun auch alles verlieren, was Du noch hast. Du bist und bleibst fortan ein Spieler."

Manchmal geht es auch umgekehrt; der Neuling verliert das erste Mal, hat nun aber keine Ruhe mehr, als bis er seinen Verlust wieder eingebracht hat, und sagt zu sich selber: „Habe ich nur erst mein Geld wieder, dann soll mich nichts in der Welt an den Spieltisch bringen!" Aber dieser erhoffte Moment tritt bei fast allen eben nie ein.

Ich begegnete in Nizza einem spanischen Edelmann, der ehemals ein Minister und ein Mann von großem Vermögen gewesen, nun aber vollständig heruntergekommen und verarmt war. Er war durchaus offenherzig und als ich ihn eines Tages fragte: Sie sind wohl von jeher ein tollkühner Spieler gewesen?" erwiderte er: „Spieler, ich? Ich habe bis zu meinem 35. Jahre nur Whist, nie aber Hazard gespielt. Sie werden mir nicht glauben wollen, was ich ihnen sage, und doch ist es die Wahrheit; ich habe meine Stellung und mein ganzes Vermögen eingebüßt, indem ich vier Louisdor wieder gewinnen wollte, um die mich ein Falschspieler beim Ecarte betrogen hatte."

Da kann man also nur immer wieder vor dem „ersten Schritt vom Wege" warnen; denn keine andere Leidenschaft, nicht einmal die Liebe — macht so blind und toll wie das Spiel; das ist eine alte Erfahrung, die aber die modernen Adepten, welche da wähnen, auf diesem Wege „Gold machen" und ohne Arbeit in ihre Taschen füllen zu können, noch niemals zu warnen vermocht hat. Und eben darin liegt die Gefahr des Hazardspiels, die dasselbe für Unzählige so verhängnißvoll werden läßt.

Heiteres.

Ausbaldowert. Ein Stubenmädchen sticht sich mit der Gabel in die Hand und ist darüber sehr ängstlich.

„O, gnädige Frau, wenn das Chinasilber ist, dann kann ich noch eine Blutvergiftung bekommen!"

„Warum nicht gar, das ist ja echtes Silber!"

„Gewiß?"

„Wenn ich es Dir sage, wirst Du es mir doch wohl glauben —"

Am andern Morgen ist das Stubenmädchen und sämmtliches Silberzeug verschwunden!

* * *

Violinist (nach von ihm mittelmäßig vorgetragenem Stück zum Klavierbegleiter): „Sie haben mir die ganze Sache verdorben; Ihre Begleitung war einfach lausig."

Klavierspieler: „Also daher das Kratzen!"

Kindermund. „Mama, wer war zu allererst auf der Welt?"

„Der liebe Gott."

„Der liebe Gott? Das glaube ich doch nicht."

„Warum denn nicht, mein Herzblatt?"

„Zu allerallererst müssen doch die Störche dagewesen sein, die haben den lieben Gott gebracht."

* * *

Ein Gipfel. Vegetarier (im Wirthshaus): Kellner, ich möchte ein Brödchen.

Kellner: Jawohl, mein Herr, mit Käse oder mit Fleisch?

Vegetarier: Ach nein, ganz ohne Alles.

Kellner: Sehr wohl, also ohne Käse?

Vegetarier: Nein, wenn es Ihnen einerlei ist, möchte ich lieber um eins ohne Fleisch gebeten haben, ich bin nämlich Vegetarier.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.